

Die Mädchen von Bubenberg : Jugenderinnerung

Autor(en): **Jehli, Johann Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 5

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664363>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Mädchen von Bubenberg.

Jugenderinnerung von Johann Jakob Jehli.

Unsere Heimatgemeinde bestand aus dem Dorfe und mehreren zerstreuten Höfen und Weilern, wie es im Gebirge oft der Fall ist. Zur Kirche mußten die Höfner ins Dorf, ebenso zu den Gemeindeversammlungen und zur Kanzlei.

Das Dorf hatte durch die Mehrheit der Stimmen stets aus der Minderheit der Höfner seinen Vorteil, oft zum Schaden der Fraktionen, gezogen. Indessen besaßen die von den Höfen, die eine volle Stunde vom Hauptort entfernt waren, ihr eigenes Schulhaus. Zum Religionsunterricht jedoch hatten sie wieder ins Dorfschulhaus zu wandern.

Diese Abhängigkeit der Höfner vom Dorfe hatte eine gewisse Rivalität zwischen Dörflern und Höfnern zur Folge, da die vom Dorfe mit Überlegenheit auf die Höfner herunterblickten, als wären diese Bürger zweiter Klasse.

Das empfanden die benachteiligten Ortschaften mit Widerwillen, zuweilen forderte es dieselben geradezu heraus. Diese Erscheinung trat mitunter auf der Bürgerversammlung, vor allem aber bei den Schulknaben im Glockenturm und auf der Straße klar zutage. Ja selbst in der Kirche vermochte die Heiligkeit des Ortes diese Äußerungen der Rivalität nicht ganz in Schranken zu halten. Ein Beispiel soll hier für viele stehen:

Es war Samstag vor Sonntag Esto mihi, in der Fastnachtzeit. Wir, die Schulkinder von den Höfen, hatten im Dorfschulhaus Religionsunterricht. Der Pfarrer, ein alter, guter Herr, hatte mit uns die zehn Gebote durchgenommen. Am Schlusse, die Lektion recapitulierend, fragte er Andreas Herz, einen der Größten: „Welches ist aber das höchste und vornehmste Gebot?“

Andreas war kein schlechter Schüler und erwiderte prompt: „Du sollst deinen Gott und Herrn lieben aus ganzer Seele . . .“

„Gut!“ unterbrach ihn jach der Pfarrer. „Was ergänzest du noch dazu, Hans?“

„Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst,“ antwortete mit Sicherheit der Hans.

„Gut! gut! Wie könnte es auch verneinend lauten du, Jakob?“

Der Jakob saß heute ebenfalls sicher im Sattel und rezitierte schlagfertig: „Was du nicht gerne hast, daß ein anderer dir tue, das tue auch dem andern nicht.“

„Gut, gut, sehr gut!“ schmunzelte der Pfarrer höchst zufrieden, ließ uns beten, und dann strömten wir alle dem Ausgange zu. —

Draußen schneite es in lustigen Flocken, und das versetzte uns Knaben sogleich in unternehmende Stimmung. Als wir beim Gasthaus zum Bären auf den Platz, wo die Straßen kreuzen, kamen, standen dort an die zwölf bis fünfzehn Dorfbuben. Wir gingen schweigend, nicht ohne ein gemischtes Gefühl der Sicherheit, an ihnen vorüber.

Raum hatten wir sie hinter uns, als ein Dutzend Schneeballen an unsern Ohren vorbeisauften. Wir ließen die Mädchen weitergehen, dann wandten wir uns um und machten Front.

„He, Franzosen!“ rief einer drüben — die Dörfler nannten uns so, weil in den Höfen romanisch gesprochen wurde und der Siebziger Krieg damals noch frisch im Gedächtnisse saß.

„He, ihr Deutschen!“ schrie einer von uns, da man im Dorfe sich der deutschen Sprache bediente. Hurtig kneteten wir Schneeballen und rüsteten uns zum Angriff. Wir mochten ungefähr in gleicher Zahl und Stärke einander gegenüberstehen. Wir grinsten kampflustig hinüber, und drüben wehten sie die Zähne. „Also wollt ihr mit uns probieren?“ riefen die Dörfler einstimmig.

„Wozu denn die müßige Frage?“ schrie ein Höfner und schleuderte zugleich den ersten Ball auf die feindliche Phalanx. Jetzt handelte es sich um die Ehre des Sieges, und ein wahrer Hagel von Schneebällen kreuzte den Bärenplatz. Die gegenseitige Bombardierung dauerte eine Weile. Traß's, so hallte ein wilder Fluch: „Ihr verdammten Franzosen!“ — „Ihr vermaledeiten Preußen!“ Dabei rückten wir bei der Heze einander immer näher und näher. Es patschte und pustete und hustete, als ginge es auf Leben und Tod. Plötzlich donnerte der handfesteste der Preußen dem Andreas Herz zu: „Wart' du!, ich bin der Blücher,“ und hob die Faust, um sie auf den Feind niederschmettern zu lassen. Der aber, dem Rivalen an Kraft und Mut ebenbürtig, wich blitzschnell dem Schlage aus und versetzte dem andern eine gutangemessene Ohrfeige: „Wenn du der Blücher bist, bin ich der Mac-Mahon, daß du's weißt!“

Das war der Luftanz. Jetzt wurden alle handgemein. Es ging hart auf hart. Es floß sogar Blut. Da indessen die Parteien sich ungefähr die

Waage hielten, trat bald eine allgemeine Erschöpfung ein. Wir trennten uns wieder auf zwanzig Schritte Distanz zum Waffenstillstand, um neuerdings Luft und Kraft zu schöpfen. Dabei flogen grimmige Blicke hinüber und herüber. Man neckte da und foppte dort.

Nach einer Weile frug der Andreas die Dörfler, ob sie noch einen Tanz wagen möchten.

„Wart' du noch ein wenig, du wirst es gleich sehen!“ gab Marschall Blücher drüben dem MacMahon zur Antwort. Als wir jedoch sahen, daß die vom Dorfe keine Lust mehr an den Tag legten, noch einen Waffengang mit uns zu bestehen, und die Mädchen, die hinter uns Stellung bezogen hatten, bereit, wenn es uns schieß gehen sollte, entscheidend mitzufechten, uns zum Aufbruch drängten, traten wir hochgemut den Heimweg an, um vor der Dunkelheit heimzugelangen.

Wie ich am nächsten Samstag darauf nach dem Religionsunterricht mit meinem Bruder von der Webmühle, wo wir kartätschte Wolle abgeholt hatten, durch das Dorf kamen, erblickten wir, nicht zu unserer Erbaurung, auf dem Bärenplatz an die vierzig, fünfzig Buben. Sie bildeten dort auf der Straße Spalier, und jeder hielt einen kurzen, dicken Haselstecken bei Fuß. Alle waren jedoch von uns abgewandt und blickten in entgegengesetzter Richtung. Sie sahen auch recht blöde aus, wie etwa Jäger, denen eine kostbare Beute entschlüpft ist.

Ich erwog bei mir, ob ich mich hinter eine der Kolonnen vorbeidrücken sollte oder einen Ausweg finden könnte. Denn mich befiel das unangenehme Gefühl, diese drohenden Prügel könnten auch für mich gehauen worden sein. Plötzlich ertappte ich mich bei einem feigen und zugleich unnützen Gedanken. Ich drückte daher meinen Sack Wolle fest unter den Arm, faßte mit der freien Rechten den jüngern Bruder bei der Hand und schritt aufrechten Hauptes und geradeaus mitten durch die drohende Gasse. Feindliche Blicke trafen mich wohl, aber es fiel kein herausforderndes Wort, und ungeschoren kamen wir davon. Jetzt ging mir auf einmal ein Licht auf. Denn wir begegneten gleich dem Pfarrer, der langsam das Dorf heraufkam und uns freundlich zulächelte.

Am Ende des Dorfes gewahrten wir zu unserm Erstaunen die Schulkinder der Höfe vor uns hergehen. Alles, klein und groß, Mädchen und Buben, alles untereinander gebärdete sich nicht wenig aufgeregt. Wo waren denn die so lange

stecken geblieben? Was konnte vorgefallen sein?

Als wir sie erreicht, erzählten sie uns noch in voller Hast, was ihnen im Dorfe begegnet war. Nach dem Unterrichte, nachdem ich und mein Bruder den entgegengesetzten Weg zur Webmühle angetreten hatten, waren sie, nichts Böses ahnend, durchs Dorf heimzu. Der Kaminfeger, der ihnen begegnet, hatte den Buben, schelmisch die Augen zwinkernd, die Warnung auf den Weg gegeben: „Hütet euch, ihr Höfner, am Morgen.“

Ja, was sollte das eigentlich heißen? Wie aber der Bärenplatz sich vor ihren Augen aufgetan hatte, gewahrten die vordersten mit heimlichem Schrecken die große Zahl der prügelnbewaffneten Dorfbuben. Sofort blizte ihnen durch den Kopf: „Die warten auf uns und sinnen auf Rache. Diese knotigen Stecken sind ohne Zweifel uns zugebracht!“ Und da sie an Zahl weit weniger waren und ihnen nicht im geringsten nach einer Prügelsuppe gelüstete, so hatten sie angehalten, um Kriegsrat zu halten und einen Ausweg zu suchen. Herrgott, da war guter Rat teuer! Wohin sie auch immer dem Bärenplatz auszuweichen trachteten, fanden sie den Schnee tief und ungebahnte Straße, Weg und Steg. Überdies bewachten die feindlichen Dörfler alle ihre Schritte und Winkelzüge.

Auch die Mädchen, die ja nichts verbrochen hatten und deshalb auch nichts zu fürchten brauchten, spürten keine Lust, an dieser drohenden Rotte vorbeizugehen. Die kleinsten sungen schon an, aus Furcht zu flennen. Jetzt fiel dem Hans ein — ohne daß er jemals den Spruch des heiligen Hieronymus und anderer weiser Männer gelesen oder vernommen gehabt hätte: Haltet euch nur an die Weiber, wenn ihr etwas durchsetzen wollt! — die Mädchen auch zu Räte zu ziehen. Und siehe, er hatte sich nicht getäuscht. Diese hatten gar bald den Weg gefunden, um alle aus der Patsche zu ziehen. Wir gehen nicht ohne euch, Buben, wiederholten sie immer. Annamarie, die beherzte Ahtkläflerin, wußte auf einmal Rat: „Wißt ihr, ich und Elisabeth rennen zum Pfarrer. Er muß uns durch das Dorf begleiten.“ Gesagt, getan. Der Geistliche hatte sie dann durch die feindlichen Reihen heil und unverfehrt hindurchgeführt. Diesmal wären sonst die Höfnerbuben unzweifelhaft der bewaffneten Übermacht erlegen.

Jetzt, da mein Haar schon längst ergraut, denke ich manchmal, wie vernünftig es wäre, wenn

eine Mehrheit nicht allein ihren Vorteil suchte, sondern sich auch die Mühe nähme, die Räten der Minderheit zu verstehen und ihr gerecht zu werden trachtete. Der Haß fände dann keinen Nährboden und der mörderische Krieg zur Rechtfertigung keine Gründe.

Die Raben.

Ja, ja, ihr lauten Raben
Hoch in der kühlen Luft,
Es geht wie ans Begraben,
Ihr flattert um die Gruft.

Die Wälder sind gestorben,
Hier, dort ein leeres Nest;
Die Wiesen sind verdorben;
O kurzes Freudenfest!

Ich wandre hin und stiere
In diese trübe Ruh,
Ich bin allein und friere
Und hör euch Raben zu.

Auch mir ist Herbst, und leiser
Trag ich den Berg hinab
Mein Bündel dürrer Reiser,
Die mir das Leben gab.

Einst sah ich Blüten prangen
An meinem Reiserbund,
Und schöne Lieder klangen
Im Laub, das fiel zu Grund.

Die Bürde muß ich tragen
Zum letzten Augenblick!
Den Freunden nachzuklagen,
Ist herbftliches Geschick.

Soll mit dem Rest ich geizen,
Und mit dem Reifig froh
Mir meinen Winter heizen?
Ihr Raben, meint ihr so?

Erinnerungen schärfen
Mir nur des Winters Weh;
Ich möchte lieber werfen
Mein Bündel in den Schnee.

Nikolaus Lenau.

Verlorene Jugend.

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Wie ein kleines Königreich lag das Heimwesen des Bauern Imfeld am Abhange des schönen Berges im Ländchen Obwalden. Das fanden aber nur die Fremden, die sich an dem großen Bauernhause mit dem breiten „Schwärmen“ und den bunten Geranien vor den Fenstern freuten. Wie es so inmitten der grünen Matten und Weiden stand, dünkte es den Beschauer ein Märchen aus alter Zeit, wo der Bauer als Herr auf seinem Heimen saß und sein Gut und das Gesinde beaufsichtigte.

Der Bauer Imfeld freilich hätte gelacht, wenn ihm einer das gesagt hätte. Nein, mit einem Königreich hatte er sein Heimet noch nie verglichen und sich selber nie mit einem Herrn. Der Herrgott ließ ihn da oben leben und er regte die Hände, den Segen zu erarbeiten, der im ererbten Boden der Altvordern verborgen lag. Frei war er schon, aber das war durch viele Jahrhunderte so gewesen, daß die Imfeld niemandem darnach fragen mußten. Man wußte schon gar nicht mehr, wie das früher war mit Bögten und Abgaben.

Eigentlich war der Bauer Imfeld zufrieden da oben. Wenn er abends vor dem Hause unterm Nußbaum saß, konnte es vorkommen, daß seine Augen unter den buschigen Brauen leuchteten und daß seine harten groben Hände versonnen über den langen weißen Bart strichen. Das war

die Stunde, in der er fühlte, wie gut es war, in der Stille über dem Tale zu leben, fern den Menschen, nah den Bergen, die einem in langen Jahren vertrauter wurden als irgendein Mensch.

Aber Melchi Imfeld konnte auch nichts dafür, daß aus dieser friedlichen Abendstunde heraus die Erinnerung aufstieg. Es war ihm auf einmal, die Zeit gehe rückwärts und es müßte wieder so sein wie früher. Ja, da war er auch hier gefessen — aber drinnen ging die Mutter über die Dielen, und sie rief nach ihm: „Melchi, wir können essen.“ Ein Gefühl des Geborgenseins, des Heimathabens war damals in diesen Stuben gewesen. Er hatte gemeint, das hange mit dem Hause zusammen, es würde immer so bleiben. Und sah ein, daß alle Trautheit mit eingesargt wurde, als man die Mutter einschloß in den schweren soliden Eichensarg. Es mußte also mit der Mutter gutem, stillen Wesen verbunden gewesen sein, und nun, da sie fort war, blieb nur die Leere.

Der Melchi Imfeld war in jener Zeit schon dreißig Jahre alt. Und doch kam ihm der Gedanke erstmals, daß halt eigentlich eine Frau ins Haus gehörte. Eine Stille, Gute müßte es sein wie die Mutter selig. Lange Abende saß er wieder auf der Bank vor dem Hause und sann nach, wen er nun wohl da heraufholen sollte, um wieder „dabeim“ zu sein. Und schließlich blieben